



WOLFGANG
BAUER

AM ENDE
DER STRASSE

AFGHANISTAN
ZWISCHEN HOFFNUNG
UND SCHEITERN

Eine Reportage *Subrkamp*

auf der Kabul liegt, fällt sie bis Dschalalabad auf knapp 600 Meter. Sie wird im Internet als »gefährlichste Straße der Welt« gehandelt. Oft schließe ich einfach die Augen. Autos rasen uns entgegen wie Gewehrkugeln, erst im letzten Moment weichen sie aus. Die Fahrer vertrauen darauf, dass die Fahrer auf der Gegenseite rechtzeitig bremsen. Doch die Bremsen hier in diesem Land funktionieren häufig nicht. Die Reifen haben kein Profil. Die Fahrer sehr selten einen Führerschein. »Jet driver« nennen sie sich stolz, leider ist Rafik einer von ihnen.

»Es ist eine Art Rausch«, sagt er. »Du bist wie auf Drogen. Du kannst dem kaum widerstehen.« Alle, die vor ihm fahren, sind ihm eine Provokation. Ich habe den Eindruck, dass er es schon fast körperlich nicht ertragen kann. Vor allem die Lastwagen. Oft fahren sie nicht schneller als Schritttempo. Sie bleiben abrupt stehen. Sie rollen zurück. Sie fallen um – und dann ist man besser nicht hinter ihnen.

In den Kurven, mitten auf der Fahrbahn, stehen Kinder, die den Lkw die richtigen Einfahrtswinkel anzeigen. Sie leben von den Almosen der Fahrer und sammeln nebenbei Plastikflaschen vom Straßenrand.

Nahezu jeden Tag kommt es auf der Strecke zu tödlichen Unfällen. Der Grund der Schlucht ist gefüllt mit Wracks. Einige von ihnen werden am Straßenrand auf Metallstelzen aufgebahrt, zur Abschreckung der Überlebenden.

Bis in das letzte Jahrhundert hinein war die Straße über einen 2500 Meter hohen Pass verlaufen. Den kannte damals im britischen Empire jedes Kind. 1842 war er den Briten zum Verhängnis geworden. Ort einer ihrer schlimmsten Niederlagen. Von Pakistan aus, das damals noch zu Britisch-Indien gehörte, waren ihre Truppen nach Afghanistan einmarschiert, mit dem Ziel, einen ihnen gefälligen König einzusetzen. Einer dieser vielen fehlgeschlagenen Pläne. Sie fanden nicht genügend Verbündete und mussten sich rasch zurückziehen. Auf ihrem Rückzug wurden sie aufgerieben. Von den angeblich 16 000 Mann, die sich von Kabul nach Dschalalabad aufgemacht hatten, schaffte es der Überlieferung zufolge der Assistenzarzt William Brydon als einziger Europäer lebend dorthin.

Die heutige Straße wurde in den vierziger Jahren in die Wände der Schlucht geschlagen. Damit verkürzte sich die Reise von der pakistanischen Grenze nach Kabul von zwei Tagen auf sieben Stunden. Ausgebaut und asphaltiert haben die Straße in den sechziger Jahren die USA. Sie haben sie finanziert, zwei westdeutsche Ingenieure überwachten das Projekt. In den Fels geschlagen haben sie letztlich afghanische Soldaten. Drei Kriege haben die Strecke dann so stark beschädigt, dass sich die Fahrtzeit wieder auf drei Tage verlängerte. 2006 verkürzte sie sich wieder auf fünf Stunden, als die Straße mit Hilfe der Europäischen Union repariert wurde.

So geht das seit vielen Jahren. Aus der Perspektive eines afghanischen Dorfes rückt die Welt mal näher, und dann entfernt sie sich wieder. Als sei die Erde alle paar Jahre einem unheimlichen Gezeitenwechsel unterworfen. Mal dehnt sie sich aus, um sich dann wieder zusammenzuziehen.

Tödlich wurde die Straße immer dann, wenn sie erneuert worden war. Danach schnellten die Unfallzahlen hoch. In Afghanistan eine lethale Gleichung: gute Straße trifft auf schlechtes Wagenmaterial und noch schlechtere Fahrer.

»Wie kann man im Auto keine Musik hören wollen?!«, klagt Rafik.

Dschalalabad. Es ist bereits dunkel, als wir die Stadt erreichen. Sie wurde am Ausgang des Schluchtensystems am Zusammenfluss zweier Ströme gebaut. Die Stadt liegt tausend Meter niedriger als Kabul. Gefühlt zehn Grad wärmer. Im Winter der Rückzugsort für wohlhabende Kabulis. Reis und Zuckerrohr wachsen auf den Feldern. Wer das erste Mal nach Dschalalabad kommt, hat das Gefühl, versehentlich in Indien gelandet zu sein. In einem anderen Land. Bunte Rikschas tummeln sich auf den Straßen, plötzlich gibt es Palmen. Im Sommer herrschen tropische drückende Temperaturen. Dschalalabad hat die Anmutung Indiens, hat lange zu Indien gehört, wie auch Indien lange zu Afghanistan gehörte. Auch in Dschalalabad ist die Sache mit Afghanistan kompliziert.

»Wie fandest du die Fahrt?«, fragt Rafik fröhlich, als wir in die Hoteleinfahrt einbiegen. »Wir haben einen alten Corolla, aber auf der

ganzen Strecke hat uns nur einer überholt!«

In dem Hotel, das mit seiner steilen Tortenkuppel dem Kapitol in Washington nachgeahmt ist und sinnigerweise White House heißt, werden wir übernachten. Ich habe dieses Hotel noch nie gemocht. Die magenkrankte Fantasie eines Kokaintraums. Steht man vor dem Gebäude, ähnelt es einem riesigen Käfer, der einen mit Dutzenden verspiegelten Fenstern anstarrt, ein großes Insekt mit untoten Augen.

Im kreisrunden Treppenhaus huschen Gruppen von Taliban an uns vorbei, misstrauisch schauen sie auf uns und wir auf sie, sie schweigen, wir schweigen. Früher logierten hier die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Vereinten Nationen und internationaler NGOs. Unicef und Frauenrechtsorganisationen hielten hier ihre Seminare ab. Jetzt scheinen die einzigen Gäste Taliban zu sein.

Rafiks Geschichte. Sie muss berichtet werden, bevor wir weiterfahren. »Interview mich«, sagt er nach dem Essen. »Du kannst ein ganzes Buch nur über mich schreiben!«

Er erzählt, wie er Fahrer wurde. Neben der Schule hatte er einem Onkel in dessen Werkstatt in Dschalalabad ausgeholfen, da war er noch keine zwölf. Der Onkel mochte ihn nicht. Er drangsalierte ihn, schlug ihn, demütigte ihn. Eines Tages dann, als er glaubte, der Onkel beobachte ihn nicht, setzte er sich in eines der Autos, die gerade zur Reparatur da waren. »Das war einer der schönsten Momente in meinem Leben«, sagt Rafik. »Dieses Gefühl, plötzlich die Kraft dieses Wagens zu spüren.« Der Onkel entdeckte und verprügelte ihn. Rafik kehrte danach nie wieder in die Werkstatt zurück.

Da er aber Geld verdienen musste, der Vater war früh verstorben, ging er auf dem Basar von Laden zu Laden, um nach Arbeit zu fragen. Arbeit, selbst die geringste, bekommt man in Afghanistan in der Regel nur auf Empfehlungen anderer. Aber Rafik kannte damals niemanden, der sich bei den Geschäftsleuten für ihn verbürgt hätte. Schließlich hatte er bei einem alten Apotheker Glück. »Er hat mir einfach vertraut.« Wenn er davon erzählt, ist Rafik immer noch gerührt, so viele Jahre später. Der Apotheker

wurde sein Mentor. Sein Ersatzvater. »Er war mein Retter«, sagt Rafik.
»Ohne ihn wäre ich drogenabhängig oder kriminell geworden.«

Zunächst durfte er nur den Laden putzen, dann die Regale einräumen, bald, nach einigen Monaten, wenn der Apotheker gerade unterwegs war, sogar die Ware verkaufen. Einige Monate ging er noch zur Schule, in der achten Klasse brach er ab, des Geldes wegen, und arbeitete fortan ganztags in der Apotheke – doch dann wurde sein Chef verhaftet.

Rafiks Mentor hatte sich in privaten Zwistigkeiten verfangen, eine dieser Plagen Afghanistans, Streit, der schnell, durch vier, fünf Worte, zur Blutsache wird. Ein Kontrahent seines Mentors, sagt Rafik, habe im Laufe der Jahre Anschuldigungen vieler Art gegen seinen Chef gestreut. Nichts konnte ihm etwas anhaben, bis der Vorwurf des Kidnappings kam. Er habe die Entführung eines Geschäftsmanns in Auftrag gegeben. Das war der Vorhalt seines Gegners. Doch dann habe er angeboten, sich auszusöhnen, und lud ihn zu einem Essen in einem Hotel in Kabul ein. Eine Falle. Dort warteten schon Mitarbeiter des NDS, des Geheimdienstes. Nach dem Essen verhafteten sie ihn. Rafik ist sich sicher: Sie wurden bestochen.

Zwei Jahre darbt er im Gefängnis, bis es zu einer Gerichtsverhandlung kam. Er wurde zu 15 Jahren Haft verurteilt. Der Apotheker ging in Berufung, eine zweite Verhandlung folgte, die Strafe wurde auf acht Jahre reduziert. Nach fünf Jahren kam er schließlich frei, im Frühjahr 2020. Doch Rafik sah ihn nie wieder. Denn nur wenige Tage nach seiner Entlassung starb er an Covid-19. Die Apotheke, Rafiks alter Arbeitsplatz, gab es da schon längst nicht mehr, weil die Behörden sie und andere Läden hatten abreißen lassen. Auf den Grundstücken hatte ein Geschäftsmann eine große Shoppingmall bauen wollen und die Behörden geschmiert.

So begann Rafik als Fahrer bei einer NGO in Kabul, mit dessen Chef er sich jetzt aber zerstritten hatte, sein Cousin, der ihn hässliche Worte hieß und Rafik ihn. Rafik wurde arbeitslos. Die letzten Tage vor unserer Reise hatte er sich in Dschalalabad als Tagelöhner verdingt und mit dem Spaten Abwasserkanäle gereinigt, für 300 Afghani am Tag, umgerechnet rund 2,50 Euro. »Es sind harte Zeiten«, sagt Rafik.

Der Manager an der Rezeption erinnert sich noch an mich. »Du warst doch immer mit Amdadullah hier. Er war ein feiner Mensch.«

Ich hatte in Dschalalabad eigentlich Amdadullahs Brüder besuchen wollen, einer ist Arzt, einer Übersetzer, einer Wachmann, doch sie haben Angst. Erst vor wenigen Tagen durchsuchten Taliban ihr Haus, einer der Brüder konnte sich nur mit einem Sprung über die Umfassungsmauer retten.

Amdadullah hatte mich jahrelang bei meinen Recherchen unterstützt, er übersetzte, arrangierte Zugänge, arbeitete hauptberuflich als Büroleiter des Provinzrates von Nangarhar, nur wenige hundert Meter vom White House entfernt.

Er war ein spindeldürrer, hochgewachsener Mann mit einem langen Bart, mit dem man ihn leicht für einen Taliban hätte halten können. Mullah war er tatsächlich, er konnte auswendig aus dem Koran zitieren, mit einer samtigen Singsang-Stimme. Doch die Taliban und ihn trennten ganze Welten.

Als junger Mann übersetzte er für die US-Truppen in der Region, wechselte danach in die Verwaltung, stieg zum Chefberater des Landtags auf. Der hatte im alten Regime die Aufgabe, den Gouverneur durch lokal gewählte Räte zu kontrollieren. Der Westen hatte dem Provinzrat ein großzügiges Gebäude finanziert, doch das Konzept funktionierte kaum. Die Ratsposten wurden gegen Geld gehandelt; nur wenige Räte setzten sich für die Interessen ihrer Distrikte ein. Der Einzige, der im Gebäude des Rates tatsächlich arbeitete, war Amdadullah, das einzige Büro, das wirklich besetzt war: das von Amdadullah Hamdard.

Während sich in Dschalalabad seine Vorgesetzten, oft Führer widerstreitender Clans, dem Kleinkrieg lokaler Machtgeplänkel hingaben oder der Drogensucht anheimfielen, berauscht bis tief in die Nacht feierten und erst spät nach Mittag aufstanden, hielt Amdadullah den Rat am Laufen. Doch der Druck des Bürgerkrieges hinterließ auch bei ihm immer mehr Spuren. Magenprobleme. Krämpfe in der Brust. Schlaflosigkeit. Entlastung fand er beim Rauchen, heimlich tat er das. Seine Brüder sollten nichts davon wissen, er war doch ein Mullah.